

## 2 Annäherungen an den Forschungsgegenstand aus biografieorientierter Perspektive – Theoretische und empirische Zugriffe

Ein berufsbegleitendes Studium stellt sich, vom Standpunkt der Studierenden aus betrachtet, als ein Lebensereignis dar, das zumindest für eine gewisse Zeit einen biografischen Wandel für sie zur Folge hat, dessen Art und Reichweite es in der vorliegenden Studie auszuloten gilt. Sie knüpft damit – ausgerichtet auf den Gegenstandsbereich der Erwachsenenbildung und speziell der Hochschulweiterbildung – an wissenschaftliche Untersuchungen biografischer Wandlungsphasen oder Übergänge an, die oft unter dem Label der Übergangsforschung zusammengefasst werden:

„Traditionell befasst sich die Übergangsforschung mit Übergängen, durch die der Lebensverlauf von Menschen in gesellschaftlichen Ordnungen gekennzeichnet ist. Übergänge von einer Altersstufe zur anderen (Kindheit, Jugend, Erwachsenenstatus), von einer Tätigkeit zur anderen (Ausbildung, Beruf, Rente) oder von einer Situation zur anderen (Heirat, Umzug, beruflicher Auf- oder Abstieg) begleiten Menschen und werden gesellschaftlich unterschiedlich organisiert“ (Felden 2010a, S. 21).

Angesichts der Vielfalt lebensgeschichtlicher Übergangsphänomene und ihrer Relevanz in verschiedenen Fachdisziplinen ist es nicht überraschend, dass sie aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven konzeptualisiert und erforscht werden.

Im Folgenden sollen daher die erkenntnistheoretischen und theoretischen Grundannahmen expliziert werden, welche die Konzeption dieser Studie bestimmen. Dabei werden zugleich bereits diejenigen biografietheoretischen Konzepte systematisch aufgegriffen, die sich während des Forschungsprozesses in der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material als fruchtbar erwiesen haben. Eine solche wechselseitige Verschränkung von Theorie und Empirie während des gesamten Forschungsprozesses ist, wie sich noch zeigen wird (vgl.

Kapitel 3), charakteristisch für den hier gewählten forschungsmethodischen Zugang über die Grounded Theory.

Daneben gilt es, die bisherige Übergangsforschung gegenstandsorientiert aufzuarbeiten, um auch aus empirischer Perspektive mögliche „Aufmerksamkeitsrichtungen“ (Dausien 1996, S. 88) oder Zugriffsmöglichkeiten zu generieren, auf denen die Konzeption dieser Studie aufbauen kann. Um berufsbegleitendem Studieren als bisher wenig erforschtem Übergangsphänomen gerecht zu werden, dienen dazu auch Erkenntnisse aus der biografieorientierten Erwachsenenbildungs- und Hochschulforschung sowie Ergebnisse quantitativ und qualitativ orientierter Teilnehmerforschung im Feld der Hochschulweiterbildung.

## **2.1 Biografie und Transition – Theoretische und konzeptionelle Zugriffe**

Die theoretischen Zugriffsmöglichkeiten auf lebensgeschichtliche Übergangsphänomene sind vielfältig. Zu nennen sind hier exemplarisch<sup>3</sup> einige namhafte Konzepte und ihre jeweiligen Bezugsdisziplinen. Mit dem Konzept der Übergangsriten (rites de passage) markiert der Ethnologe Arnold van Gennep (1972) zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die Anfänge der Übergangsforschung. Er identifiziert anhand verschiedener Kulturen und Religionen drei Phasen von Übergängen, die von unterschiedlichen Riten begleitet werden, nämlich Trennungsriten, Schwellen- und Umwandlungsriten sowie Angliederungsriten. Aus entwicklungspsychologischer Perspektive sind Jean Piaget (1983) oder Erik H. Erikson (1971) eher daran interessiert, normative Übergänge im Lebensverlauf herauszuarbeiten und sie insbesondere unter dem Gesichtspunkt ihrer individuellen Bewältigung zu beleuchten. Die Soziologen Barney Glaser und Anselm Strauss (1971) nehmen aus ihrer interaktionistischen Theorieperspektive heraus stärker die Aushandlung von Übergängen zwischen den daran beteiligten Akteuren in den Blick. Im Anschluss an Luhmanns Systemtheorie lassen sich Übergänge aber auch als Systemwechsel interpretieren, was Bührmann (2008) für den Übergang von Hochschulabsolventinnen und -absolventen aus der Hochschule in die Berufspraxis ausarbeitet.

Angesichts dieser unterschiedlichen Zugänge zeigt Truschkat (2011, S. 366) systematisierend auf, dass sich Übergangsforschung letztlich stets in einem „Perspektiventrias von Individuum, Institution und normativen Orientierungen“ bewegt. Denn Übergänge werden vom Einzelnen vollzogen und gestaltet, sind

---

<sup>3</sup> Aufgrund der enormen Vielfalt unterschiedlicher Übergangskonzepte und bereits an anderer Stelle nachzulesender Vergleiche zwischen ihnen (vgl. Bührmann 2008, Felden 2010a), erfolgt hier keine ausführliche Diskussion zentraler Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Die Alleinstellungsmerkmale des hier verwendeten Transitionskonzepts gehen jedoch aus Kapitel 2.1.2 hervor.

jedoch unter den vorherrschenden normativen Orientierungen zugleich gesellschaftlich reguliert und häufig institutionell gerahmt. Die Übergangsforschung profitiert daher besonders von denjenigen „Forschungstraditionen, welche die Brücke schlagen zwischen diesen Perspektiven“ (Truschkat 2011, S. 366). Ein biografieorientierter Zugriff vermag dies zu leisten, indem die subjektiven Konstruktionen individueller Lebensverläufe zum Ausgangspunkt genommen werden, aber zugleich „durch das Biographische hindurch“ auch die Konstruktion und Reproduktion von Gesellschaft empirisch zugänglich“ (Dausien 2002, S. 79) gemacht wird.

Für eine biografietheoretisch gerahmte Übergangsforschung ist der Transitionsbegriff (vgl. Welzer 1990, 1993) besonders brauchbar (vgl. Felden, Schiener 2010). Er konzeptualisiert Übergänge an der „Schnittstelle von individuellen Handlungs- und Bewältigungsvermögen und von gesellschaftlichen Handlungsvorgaben und -anforderungen“ (Welzer 1993, S.8). Zudem trägt er der Pluralisierung und Prozessualität biografischer Übergänge Rechnung. Die vorliegende Studie versteht sich daher als Beitrag zu einer biografieorientierten Transitionsforschung im Feld der Hochschulweiterbildung.

### *2.1.1 Biografietheoretische Perspektiven auf Transitionen*

Biografien lassen sich in der erziehungswissenschaftlichen Biografieforschung als soziale Konstruktionen (vgl. Dausien 1996, S. 572ff.) verstehen, in denen Individuen ihr gelebtes Leben vor dem Hintergrund konkreter historisch-gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und in Interaktion mit anderen deuten und Sinnzuschreibungen vornehmen. Darin lässt sich bereits die erkenntnistheoretische Verortung erahnen, die einem solchen Biografieverständnis zugrunde liegt. Alheit und Dausien (2000) rekurren dazu auf neurobiologische und systemtheoretische Wurzeln und Konzepte des Konstruktivismus, in denen Wirklichkeit nicht als eine ontologisch gegebene, objektiv beschreibbare Tatsache begriffen wird, sondern als eine von Menschen generierte Konstruktion, die den Mechanismen und Regeln eines operational geschlossenen, selbstreferenziellen Gehirns unterliegt. Durch die Verarbeitung nach den eigenen Regeln eines selbstreferenziellen Systems wird „das erstaunliche und in aller Regel kontrafaktische Grundgefühl, daß wir Akteure und Planer unserer Biographie sind und eine gewisse Kontinuität unseres ‚Selbst-Seins‘ immer wieder herstellen können“ (Alheit, Dausien 2000, S. 274), verstehbar. Veränderungen in diesen Konstruktionen sind dabei durchaus möglich, jedoch werden alle Einflüsse aus der sozialen Umwelt immer gemäß den internen Strukturen verarbeitet und diese

können von außen allenfalls perturbiert (irritiert), nicht jedoch absichtsvoll modifiziert werden.

Wie kann es trotzdem gelingen, dass Menschen sich auch angesichts subjektiver Konstruktionen von Wirklichkeit miteinander verständigen können und nicht ganz und gar ‚in ihrer eigenen Welt‘ leben? In einer häufig als sozialkonstruktivistisch bezeichneten Perspektive wird dazu auf die Lebenswelt (vgl. Schütz, Luckmann 2003; Berger, Luckmann 2007) verwiesen, in die menschliches Handeln und Denken eingebettet ist. Sie erscheint dem Einzelnen zwar als vorgegeben und fraglos, beruht aber auf den gemeinsamen Interpretationsprozessen früherer Generationen. Das Zusammenleben in Gesellschaften führt dann zu sozial geteilten Konstruktionen, die „weder als kognitiver Akt eines individuellen Bewußtseins noch als ‚Effekt‘ eines Diskurses ohne Subjekte“ (Alheit, Dausien 2000, S. 268), sondern als soziale Praxis gedacht werden, in der bestimmte Konstruktionen, wie z.B. Geschlecht, fortgesetzt produziert und reproduziert werden. Diese auch unmittelbar an den Symbolischen Interaktionismus und die Ethnomethodologie anschließende Auffassung wird in einer biografietheoretischen Perspektive um eine lebenszeitliche Dimension ergänzt. Biografieforschung verfolgt dann

„die individuellen ‚Wege‘ durch die sich historisch verändernden ‚Handlungsumwelten‘“ und versucht so, „die relative Autonomie der handelnden Subjekte zu erfassen, die – unter konkreten historisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen – durch wechselnde Situationen hindurch und in Interaktion mit anderen ihre je individuelle ‚Geschichte‘ [...] konstruieren“ (Alheit, Dausien 2000, S. 272).

Biografieforschung kann sich dabei nicht mit dem „ganzen Leben“ auseinandersetzen, sondern jede Thematisierung des Lebens beinhaltet unweigerlich eine Selektion. Jedoch beachtet sie, dass es zwischen Lebensanfang und -ende einen subjektiv konstruierten Sinnzusammenhang gibt, der in erfahrender und handelnder Auseinandersetzung mit der zum jeweiligen historischen Zeitpunkt erlebten Alltagswelt entsteht. Sie liegt daher quer zur traditionellen soziologischen Unterscheidung von Mikro- und Makroebene und fokussiert gerade deren wechselseitige Verquickungen (vgl. Fischer, Kohli 1987, S. 29f.).

Eine biografietheoretische Perspektive beinhaltet also die jeweils auf einen lebensgeschichtlichen Zeithorizont ausgerichtete Auseinandersetzung mit Handlungsumwelten oder sozialen Räumen, individuellen ‚Geschichten‘ oder Erfahrungen und Handlungen oder (noch) nicht realisierten Handlungsplänen. Mit diesem Dreischritt macht sich die Biografieforschung darum verdient, grundle-

gende Aspekte soziologischer Theoriebildung, nämlich Struktur, Erfahrung und Handlung, in ihrem Ineinandergreifen auf der Ebene der Alltagswelt untersuchen zu können (vgl. Fischer, Kohli 1987).

### *Strukturelle Rahmung von Transitionen durch den sozialen Raum und biografische Präskripte*

Individuelle Erfahrungen, die Subjekte in ihrer Biografie machen, werden erst vor dem Hintergrund ihrer historisch-kulturellen, gesellschaftlichen, milieuspezifischen oder familiären Erfahrungsräume und -grenzen verstehbar, denn

„wie ich mein Leben plane und was ich nicht für planbar halte, welche Ziele ich mir stecke und wie ich mit konkreten Chancen und Hindernissen umgehe – all dies ist entscheidend geprägt durch das soziale Milieu, in dem sich meine Biographie entwickelt. Prägend sind dabei nicht 'die Klassenlage' oder 'das Geschlecht' als solche, sondern die soziale Welt in Reichweite, die konkrete Familie, in der ich aufwache, die Begegnung mit konkreten Menschen und Bedingungen[...]. Kurz das konkrete gelebte und ungelebte Leben ist immer auch eine Bewegung in einem konkreten sozialen Raum“ (Dausien 1996, S. 119f.).

Für eine systematisierende Betrachtung des sozialen Raums erweist sich Bourdieus Kapitalbegriff als hilfreich in biografietheoretischen Arbeiten (vgl. Dausien 1996). Welche Handlungs- und Profitchancen ein Akteur innerhalb eines sozialen Feldes besitzt, sieht Bourdieu (1982; 1985; 2005) unter anderem durch das Volumen und die Zusammensetzung verschiedener Kapitalformen, ökonomischem, kulturellem, sozialem und symbolischem Kapital, bedingt.

Ökonomisches Kapital meint materiellen Reichtum, der mehr oder weniger direkt in Geld umtauschbar und durch das Eigentumsrecht institutionalisiert ist. Kulturelles Kapital kann z.B. in Form von objektiviertem kulturellem Kapital vorliegen, also in Büchern, Kunstwerken, Maschinen etc. Es umfasst aber auch inkorporiertes kulturelles Kapital, also Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten, die durch Bildung (französisch: culture) erworben werden können sowie institutionalisiertes kulturelles Kapital in Form von Bildungsabschlüssen oder -titeln. Sozialkapital resultiert aus der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, indem Beziehungen zu anderen Personen im Sinne eines Netzwerks genutzt werden, um Hilfe, Rat oder Informationen zu erhalten (vgl. Bourdieu 2005, S. 49ff.). Symbolisches Kapital umfasst schließlich die wahrgenommene, legitimierte und anerkannte

Form der drei anderen Kapitalarten (vgl. Bourdieu 1985, S. 11). So wird z.B. einer vermögenden (ökonomisches Kapital) oder besonders gebildeten (kulturelles Kapital) Person ein Kredit an gesellschaftlicher Anerkennung und Wertschätzung zugesprochen. Bildung kommt dabei eine besondere Rolle zu. Sie fließt zum einen in Form von kulturellem und symbolischem Kapital in die gesellschaftliche Positionsbestimmung ein, fungiert aber zugleich als der „wichtigste Mechanismus sozialen Aufstiegs“ (Krais, Gebauer 2010, S. 41). Individuelle soziale Aufstiege sieht Bourdieu dabei auch eingebettet in den vorgezeichneten Rahmen des Aufstiegs der jeweiligen Klasse, also deren Positionsverlagerung im sozialen Raum (vgl. Bourdieu 1982, S. 192). So führt die Expansion des Bildungswesens beispielsweise zur „Inflation der Bildungsprädikate“, sodass ganze Klassen „zur Wahrung des relativen Seltenheitsgrades ihrer Abschlüsse und damit einhergehend zur Aufrechterhaltung ihrer Position innerhalb der Struktur der Klassen nun noch verstärkt im Bildungsbereich investieren“ müssen (Bourdieu 1982, S. 222).

An die Position im sozialen Raum sind demnach auch typische „kollektive Laufbahnen“ (Bourdieu 1982, S. 192) und, ganz allgemein, biografische „Präskripte“ im Sinne von sozial reproduzierten normativen Orientierungen oder Mustern innerhalb der eigenen Lebenswelt (vgl. Berger, Luckmann 2007, S. 24f.) geknüpft, z.B. „was im Leben von Gesellschaftsmitgliedern nacheinander kommen muß oder soll, welche biographischen Bereiche gleichzeitig durchlebt werden können“ etc. (Fischer, Kohli 1987, S. 28). Normative Orientierungen oder Präskripte, die von Kohli (1985) auch als Institutionalisierung des Lebenslaufs oder von Schütze (1981) als institutionelle Ablaufmuster bezeichnet werden, dienen dann im Sinne sozialer Konstruktionsprinzipien als „Baupläne moderner Lebensverläufe“ (Truschkat 2013, S. 46). Sie bestimmen beispielsweise auch darüber, welche Transitionen im sozialen Umfeld zu einem bestimmten biografischen Zeitpunkt als „normal“ angesehen werden und welche eher Irritationen oder Begründungszwänge mit sich bringen.

Daneben stecken auch Institutionen den sozialen Rahmen ab, in dem sich biografische Transitionen bewegen. Als Institution versteht Truschkat (2013, S. 53ff.) dabei anknüpfend an Berger und Luckmann (2007, S. 49ff.) ein verfestigtes soziales Regelwerk, das eine sozial geteilte Gültigkeit besitzt und mit bestimmten Verhaltenserwartungen einhergeht. Es findet Anwendung in Organisationen, die als für bestimmte Zwecke eingerichtete soziale Gebilde mit formell vorgegebenen Zielen, geregelter Mitgliedschaft und handlungsregulierenden Verfassungen verstanden werden, wie z.B. eine Ehegemeinschaft oder eine Hochschule. In der Transitionsforschung kann das Verhältnis zwischen Person und Institution nun im Hinblick auf Passungsverhältnisse, Selektionsprozesse

oder die wechselseitige Verschränkung von Biografie und Institution analysiert werden (vgl. Truschkat 2013, S. 54ff.).

In biografischen Transitionen sieht sich das Subjekt also mit normativen Orientierungen und häufig auch mit organisationalen Handlungsvorgaben konfrontiert, zu denen es sich verhalten muss. Der soziale Raum versteht sich dabei nicht als Summe unterschiedlicher Außeneinflüsse, die ein Individuum determinieren, sondern als vorstrukturierter Erfahrungsraum, in dem Impulse von außen gemäß der je eigenen biografischen Erfahrungsaufschichtung (vgl. Dausien 1996, S. 109) ignoriert oder wahrgenommen, gewichtet und verarbeitet werden. Der in eine bestimmte Zeit hineingeborene Mensch setzt sich im Rahmen seiner biografischen Konstruktionen während seiner individuellen Lebenszeit erfahrend und handelnd mit diesen Präskripten auseinander (oder ignoriert sie), wodurch er in der sozialen Praxis dazu beiträgt, soziale Muster oder Schemata zu affirmieren, variieren oder ersetzen. Erfahrung und Handlung werden im Folgenden als zentrale biografietheoretische Konzepte genauer beleuchtet.

### *Transitionserleben als Differenzerfahrung*

Soziale Strukturen und individuelles Erleben greifen in biografischen Konstruktionen ineinander. Eine wichtige Rolle spielt hierbei das Erfahren als Verarbeitung individuellen Erlebens, das an einen konkreten Raum und eine konkrete Zeit gebunden ist. Es steht dabei für den „gleichzeitig ‚Altes‘ aufnehmenden und variierenden wie ‚Neues‘ schaffenden Umgang mit Wirklichkeit“ (Fischer, Kohli 1987, S. 31). Erfahrungen weisen daher einen doppelten Zeithorizont auf, indem sie aus Vergangenem resultieren und als Orientierung bzw. Erwartungshaltung für zukünftige Wahrnehmungs- und Handlungssituationen dienen.

Erfahrungen nehmen auch einen zentralen Stellenwert in der genetischen Epistemologie Piagets (1974, 1976) und im amerikanischen Pragmatismus Deweys (1964) ein, die durch ihre Annahmen über die menschliche Erkenntnis als wichtige Beiträge zu einer konstruktivistischen Erkenntnistheorie gelten. Nach Piaget (1976, S. 14) fügen sich neue Erfahrungen entweder in die bisherigen Schemata ein (Assimilation) oder verändern sie (Akkomodation), wenn „unter dem Druck der Erfahrungen auf unerwartete Weise neue beobachtbare Tatsachen sichtbar werden“. Dewey (1964, S. 186ff.) versteht das Erfahrung machen als zugleich aktives Einwirken auf die Umwelt und passives Erleiden der Folgen dieses Tuns. Durch das denkende In-Beziehung-Setzen dieser beiden Aspekte entsteht Sinn und Bedeutung und erst dann spricht er von Erfahrung: „Durch Erfahrung lernen heißt das, was wir den Dingen tun, und das, was wir von ihnen erleiden, nach rückwärts und vorwärts miteinander in Verbindung bringen“

(Dewey 1964, S. 187). Beide gehen also davon aus, dass aus gemachten Erfahrungen Regelmäßigkeiten abgeleitet werden, die durch neue Erfahrungen bestätigt oder irritiert werden.

An diese Überlegungen knüpft auch Truschkat (2013) an, wenn sie Wissen und Erfahrung als wesentliche Konzepte einer biografiethoretisch orientierten Übergangsforschung herausstellt. Denn Biografie wird als „ein vom Subjekt hervorgebrachtes Konstrukt verstanden, das die Menge von Erfahrungen und Ereignissen des gelebten Lebens in einem Zusammenhang organisiert“ (Bartmann 2006, S. 43). Neue Erfahrungen werden vom Subjekt gedeutet und mit früheren Erfahrungen in einen sinnvollen Zusammenhang gebracht, wobei frühere Erfahrungen den Wahrnehmungs- und Deutungshorizont für zukünftiges Erleben prägen, sodass es zu einer individuellen, biografischen Erfahrungsaufschichtung kommt, die auch als biografisches Wissen bezeichnet wird.

Alheit (1989, S. 140f.) spricht in diesem Zusammenhang auch von Erinnerungs- und Deutungsschemata, wobei Erstere individuelle und kollektive Wissensformen darstellen, deren Konstitutionskern die Ereignis- und Erlebnisebene darstellt. Deutungsschemata dagegen sind relativ selbstständige, ereignisunabhängige Verarbeitungsformen sozialer Wirklichkeit und normative Orientierungen, die eher auf sozial sedimentiertes Wissen denn auf eigener Erfahrung basieren. Sie sind auch gemeint, wenn Fischer und Kohli (1987) von zeitlichen Präskripten (s.o.) oder der Institutionalisierung des Lebenslaufs (vgl. Kohli 1985) sprechen und damit auf normative Vorstrukturierungen biografischer Verläufe aufmerksam machen. Beide sind „abhängig vom sozialen Raum, in dem sie kollektiv hervorgebracht und reproduziert werden“ (Dausien 1996, S. 118) und vermischen sich in der biografischen Konstruktion.

Transitionen finden biografiethoretisch gesprochen dann da statt, wo es zu neuen Erfahrungen kommt, die vor dem Hintergrund des biografischen Wissens verarbeitet und zu bisherigen biografischen Konstruktionen in Bezug gesetzt werden. Die Verarbeitung solcher „Differenzerfahrungen zwischen dem biografischen Wissen und dem Erleben der sozialen Umwelt“ (Truschkat 2013, S. 57) lässt sich auch als Lernprozess deuten. Wenn es dabei zur Transformation hergebrachter Orientierungssysteme mit Auswirkungen auf die Struktur der Persönlichkeit und den sozialen Handlungsrahmen kommt, sprechen Kokemohr und Marotzki (1989, S. 7) auch von biografischen Lernprozessen.

Differenzerfahrungen irritieren also die bisherige Erfahrungsaufschichtung zunächst, werden aber dann in Lernprozessen mit früheren Erfahrungen in einen sinnvollen Zusammenhang gebracht und prägen zukünftiges Erleben:

„Es ist eine soziale Tatsache, daß Lebenserfahrungen eine Biographie prägen. Erfahrungen, die für die Biographie bedeutend sind



und zu biographischen Wissensbeständen werden, strukturieren den (weiteren) Verlauf der Lebensgeschichte“ (Hoerning 1989, S. 148).

Hoerning (1989, S. 149) spricht dann von „biografischen Transformationsprozessen“. Je nach Anlass müssen biografische Wissensbestände in Transitionen überarbeitet werden und können sich z.T. als hinderlich in aktuellen Handlungssituationen erweisen. Gleichzeitig stellen sie aber eine wichtige Ressource dar, die zukünftige Handlungen nicht nur steuern können, sondern die auch als „Wertanlagen gesellschaftlich geschätzt und dadurch individuell für die Ausgestaltung zukünftiger biographischer Projekte verwendet werden können“ (Hoerning 1989, S. 148). Biografische Verlaufsmuster sind demnach immer von der eigenen Vorgeschichte abhängig (vgl. Hoerning 1989, S. 148). Daran zeigt sich aber auch, dass das bewusste Einlassen auf etwas Neues im Sinne intentional herbeigeführter Transitionen immer auch den Mut erfordert, Bekanntes und Bewährtes irritieren zu lassen. Denn obwohl der Mensch eine neue Erfahrung nicht erzwingen kann, kann er sich in neue Situationen begeben, die neue Erfahrungen eröffnen können (vgl. Bollnow 1968).

Forschungsmethodisch ist hier zu beachten, dass das transitionsbedingte Einbinden neuer Erfahrungen in die bisherige Erfahrungsaufschichtung auch die biografische Konstruktion verändert (vgl. Fischer, Kohli 1987, S. 29). Biografische Konstruktionen resultieren aus aktiven, fortlaufenden reflexiven Prozessen, die Kontinuität über wechselnde Situationen hinaus herstellen. Die Identität, die dadurch konstruiert wird, ist nicht statisch, sondern wird im Sinne einer Entwicklungsgeschichte „in Abhängigkeit von der biographischen Entwicklung selbst vom jeweiligen engeren und weiteren lebensgeschichtlichen 'Standort' des Subjekts, von aktuellen Situationen, Interaktionen, den 'Methoden' und 'Medien' seiner (Re-)Konstruktion“ (Dausien 1996, S. 86f.) immer wieder neu- bzw. rekonstruiert. Biografiethoretische Transitionsforschung muss also in Rechnung stellen, dass die in Interviews thematisierte lebensgeschichtliche Vergangenheit Ausdruck der biografischen Konstruktion von Interviewpartner/innen zum Zeitpunkt des Interviews ist. Fischer und Kohli gehen aber davon aus, dass vor allem Irritationen und Umstrukturierungen der biografischen Konstruktion „dem Sozialforscher direkt im Interview zugänglich“ sind, weil sie explizit gewusst werden, während „das reproduktiv bestätigte implizite Wissen indirekt erschlossen werden muß“ (Fischer, Kohli 1987, S. 32).

Zusammenfassend stellt sich der Erfahrungsbegriff als zentrales Konzept für ein biografieorientiertes Transitionsverständnis dar. Er konzeptualisiert Transitionen an der Schnittstelle von Bewährtem und Neuem, bezieht biografische

Vergangenheit und Zukunft aufeinander und vernetzt normative Orientierungen und Präskripte mit subjektivem Erleben.

Eine biografieorientierte Transitionsforschung ist dann „daran interessiert, subjektive Schilderungen von Übergangserfahrungen als Material zugrunde zu legen und auszuwerten und damit die Wirklichkeitskonstruktionen und Sinnherstellungen der Individuen mit einem wissenschaftlichen Blick zu rekonstruieren“ (Felden 2010a, S. 23). Transitionen werden dabei nicht als isolierte Einzelereignisse gedacht, denn sie entstehen „nicht aus dem Nichts, sie haben eine Vorgeschichte“ (Hoerning 1987, S. 253) und prägen die zukünftige Biografie.

### *Einbettung von Transitionen in biografisches Handeln: Intentionen und Handlungspläne*

Neben dem Erfahrungsbegriff stellen Fischer und Kohli den Handlungsbegriff ins Zentrum biografietheoretischer Perspektiven, der „eine Intention, einen Entwurf, also eine Form der *Planung*“ umschreibt (Fischer, Kohli 1987, S. 34, Herv. i. O.). Intentionen sind genau wie Erfahrungen durch einen doppelten Zeithorizont gekennzeichnet, den Fischer und Kohli in Anlehnung an Schütz und Luckmann (2003, S. 286ff.) in der Vergangenheits-Dimension kausal (Weil-Motiv) und in der Zukunfts-Dimension final (Um-zu-Motiv) bestimmen. Die inhaltliche Ausgestaltung des Handelns basiert auf der Erfahrung. Die intendierten Sinnbezüge einer Handlung stellen dabei nicht die einzig möglichen Sinnbezüge dar, sondern eine subjektive Selektion daraus. Genauso können auch die Handlungsergebnisse über das Intendierte oder Erwartete hinausgehen bzw. es substituieren. Handeln beinhaltet daher immer Autonomie und Emergenz.

Ein grundlegender Unterschied zwischen Lebensverläufen in der Vormoderne und denen der Moderne liegt in der gestiegenen Lebenserwartung (vgl. Alheit 2006, S. 5) und einer Zunahme verfügbarer Orientierungs- und Handlungsalternativen (vgl. Fischer, Kohli 1987, S. 40), sodass eine gewisse Planungsfähigkeit, aber auch Planungsnotwendigkeit der eigenen Biografie eintritt:

„Die dominierende Einstellung, die wir im Blick auf unsere eigene Biografie haben, ist tatsächlich die des Planens. Damit sind keineswegs ausschließlich die „großen Pläne“ gemeint, die wir für unser Leben hegen – der Berufswunsch, die politische Karriere, der Hausbau, die „gute Partie“ etc. Es geht auch um die Planung des Wochenendes, des nächsten Vormittags oder des abendlichen Fernsehprogramms“ (Alheit 2006, S. 5, Herv. i. O.).

Hochschulweiterbildung als biografische Transition  
Teilnehmerperspektiven auf berufsbegleitende  
Studienangebote

Lobe, C.

2015, XIV, 380 S. 23 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-08258-1